

Von einigen Mitteln der Kriegstechnik und deren Verwendung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **63=83 (1917)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-33487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als ein solcher militärischer Berater des nicht fachmännisch gebildeten Departementsvorstehers gedacht. Das wird besonders dann der Fall sein, wenn der politische Leiter keine oder nur ungenügende militärische Kenntnisse besitzt und sich das einzugestehen wagt. Ein ganz besonders lehrreiches Beispiel bieten in dieser Beziehung die Verhältnisse während des nordamerikanischen Sezessionskrieges. Die Südstaaten besaßen in ihrem Präsidenten Jefferson Davis einen Mann, der als früherer Westpointer und Führer eines Freiwilligen-Regiments im mexikanischen Feldzuge für die militärische Leitung des Krieges hinreichendes Verständnis besaß und somit ohne besonderen militärischen Berater auskommen konnte. Dadurch kam es auf Seiten der Konföderation nicht nur zu einer strafferen Organisation der ganzen Kriegsleitung, sondern der Präsident vermied es auch, sich in die Einzelheiten der Kriegführung hineinzumischen und verfügte zudem über einen sicheren Blick bei der Auswahl der Führer. Anders war es auf der nordstaatlichen Seite. Lincoln war ohne jegliche militärische Vorbildung und machte als ehrlicher Mann auch kein Hehl daraus. Schon aus diesem Grunde legte er sich einen militärischen Berater zu, der gleichzeitig das Oberkommando über die gesamte Streitmacht der Union ausüben sollte. Er glaubte in General Halleck, der sich auf dem westlichen Kriegsschauplatze einigermaßen hervorgetan hatte, den richtigen Mann für diesen Posten gefunden zu haben. Aber es sollte sich bald zeigen, daß der Griff kein glücklicher gewesen war. Halleck wollte alles vom grünen Tisch in Washington aus leiten. Das verführte ihn zu direkten Eingriffen in die Befugnisse der am Feinde stehenden Armeeführer, ohne hierfür die Verantwortung übernehmen zu wollen. Auch zeigte er sich nicht widerstandsfähig genug, gegen die sich an ihn herandrängenden Einflüsterungen aller Art. Er, dessen Amt es gewesen wäre, die Intrigen von der Armee fernzuhalten, scheute sich nicht, zwischen den einzelnen Generälen bestehende Gegensätze durch die Willkürlichkeit seiner Gunstbezeugungen für den einen oder anderen noch zu vermehren. Das war für die ganze Entwicklung und Gestaltung der weiteren Kriegführung von dem unheilvollsten Einfluß und brachte den sonst praktisch und klar denkenden Lincoln zu verschiedenen Malen in ein unheilvolles Schwanken. Die Sache wurde erst anders, als bei anderer Organisation das Oberkommando an den rücksichtslosen Grant übergegangen war.

Aus allem geht hervor, daß es bei einem militärischen Berater, wie bei allen Stellen der höheren Hierarchie, in erster Linie auf die Charaktereigenschaften und erst in zweiter Linie auf die Summe des Fachwissens ankommt. Ohne einen guten militärischen Fonds wird freilich auch hier nicht auszukommen sein. Aber alle Sach- und Fachkenntnis, selbst vereint mit riesiger Arbeitskraft, wird nicht ausreichen, eher schädlich als nützlich wirken, wenn sie nicht mit einem selbstlosen, das eigene Ich in den Hintergrund drängenden Charakter gepaart ist. Hieraus erklärt sich auch der große Einfluß, den Joffre als militärischer Berater der französischen Regierung ausüben kann, sofern diese gewillt ist, seinen Rat wirklich anzuhören. —t.

Von einigen Mitteln der Kriegstechnik und deren Verwendung.

(Fortsetzung.)

Die Art und Weise, wie der Aufklärungsdienst über dem Feind betrieben wird, erklärt der Führer Hans von Rhyn in der bereits erwähnten und mehrfach zitierten Broschüre „Hoch in den Lüften“. Nachdem er den Abflug beschrieben, fährt er wörtlich fort: . . . Brauende Bodennebel bedecken bald die immer kleiner werdende Fliegerstation, und, vollkommen in Nebel gehüllt, nehmen wir nach der vibrierenden Nadel des Pfadfinderkompasses den Weg nach dem Feinde. Heller und heller wird der Morgen. Nach einstündigem Fluge schwinden die Bodennebel, und mit vollem Tiefensteuer senke ich den grauen Vogel zur Erde. In nur 100 Meter Höhe setzen wir unsern Flug fort. Während ich die Morgenböen pariere, läßt mein Beobachter das Auge suchend über das Gelände schweifen. Wir müssen dicht am Feinde sein, und richtig: mein Begleiter weist plötzlich schräg an den Horizont, wo sein Glas Truppenverbände entdeckt hat. Ich gebe Vollgas, und mit 120 Kilometer Geschwindigkeit gehts über den Feind. Jetzt sind wir in 400 Meter Höhe über ihnen. In großer Kurve ansteigend, bringe ich meine Maschine auf 1000 Meter. Und das war gut so, denn schon steigen unten Wölken auf, und die ersten Infanteriegeschosse pfeifen um uns. Aber sie sollen uns nicht verschrecken, bevor wir Zahl und Stellung genau erkundet und eingezeichnet haben. Ich bin auf 1500 Meter. Recht unangenehm spucken ein paar vorwitzige Maschinengewehre uns um die Köpfe. Nochmals müssen wir hinunter. Mit volllaufendem Motor senke ich meinen Albatros und umrunde in ungeheuer schneller Spiralkurve die feindliche Stellung. Kaltblütig kartiert der Beobachter peinlich genau und sauber die Stellungen in die Karte, dann winkt er mir mit dem Arme: unsere Aufgabe ist erfüllt. Inzwischen haben auch die auf dem Marsch befindlichen feindlichen Geschütze abgeprotzt und verknallen ihre Schrapnelle fröhlich in die Luft. Die sind uns indes weit weniger gefährlich als das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, denn von den etwa dreißig abgegebenen Schüssen kreppten nur vier, und die zudem in ganz ungefährlicher Ferne.¹⁾ Ich bin jetzt wieder in 1500 Meter Flughöhe und wende zur Rückkehr. Und während der Apparat steil in der Kurve liegt, kann mein Beobachter nicht umhin, in den aufgewühlten Ameisenhaufen des Feindes hinein

¹⁾ Die Höhe, von der aus die Flieger bei klarem Wetter durchschnittlich ihre Beobachtungen machen, ist für Infanteriefeuer im allgemeinen schwer erreichbar. Gelangt aber ein Flugzeug in die Garbe hinein, so kann die Angelegenheit sehr kritisch werden. Immerhin ist es erstaunlich, welche Verletzungen die Tragflächen, das Rahmenwerk, die Drähte und selbst der Motor erleiden können, ohne daß man des Fliegers habhaft wird. In einer ganzen Reihe von Fällen ist es Fliegern, sowohl deutschen wie französischen, nachdem der Motor durch eine Kugel außer Gang gesetzt worden war, gelungen, im Gleitflug niederzugesinken und innerhalb der eigenen Linien zu landen. Kugellöcher in den Tragflächen hat wohl jedes Flugzeug aufzuweisen, sobald es einige Male feindliche Stellungen überflogen hat. Diese Löcher werden dann mit Pflaster verklebt und mit dem Datum versehen, und der Flieger ist umso stolzer auf sein Fahrzeug, je mehr dieser ehrenvollen Schmissee es aufweisen kann . . .

(Aus den Erzählungen eines Fliegers.)

sein ganzes Revolvermagazin zu verfeuern. Nach ein-stündigem Rückflug liegt unter uns wieder, wie ein Kinderspielzeug, die Station. In engen Spiralen senke ich die Maschine, und freudig können wir dem Stationsführer unsere Meldung überreichen. Die Funken knistern. Der Telegraph spielt wieder. Unsere Linientruppen hatten nun das Uebrige zu tun. . .

Und damit sind wir bei einem weiteren technischen Mittel angelangt, ohne das der heutige Kampf undenkbar wäre: ich meine die Elektrizität in ihrer Anwendung im Telephon, Telegraph und Funkenapparat. Drahtverbindungen durchziehen Feld, Wald und Wiese, überall gehen sie durch. Der weit vorgeschobene Beobachter steht beständig in Kontakt mit dem Führer seiner Einheit, der Heerführer mit den Kämpfern und den Reserven. Der Kriegsberichterstatte W. Scheuermann hat vor einiger Zeit ein klares Bild entworfen von der Telephonzentrale in der Schlacht. Daß naturgemäß auch der Telegraph ähnliche Verwendung findet, dürfte einleuchten. Wir lasen im „Berner Tagblatt“:

Wir fuhren im grauen Regenmorgen hinaus mit dem Ziele, auf dem Gefechtsstande einer Division zu bleiben. Durch zerschossene Dörfer und ehemalige französische Stellungen führte uns unser Gefährt auf zerfahrenen Straßen, an Feldlagern, Bereitschaftsstellungen und Munitionsdepot vorüber, bis es hinter einem Dickicht hielt, wo schon eine Anzahl anderer Kraftwagen mit den Abzeichen verschiedener Kommandostellen vereinigt stand. Eine Fußwanderung durch Niederholz, sumpfige Lichtungen, kleine Waldstücke. Dann sind wir in einem Gehölz, dessen Ausläufer sich zungenförmig gegen die nördlichen Cötes Lorraines vorschiebt. Wir haben einen Ausblick auf die ans wohlvertraute Hügelkette, die sich ein paar tausend Meter vor uns hinter den Wällen des Vorgeländes von Norden nach Süden zieht. Noch kann man die Umrisse der Gipfel und Rücken kaum unterscheiden. Die Geschütze sind indessen schon in voller Tätigkeit oder haben vielleicht die Nacht über ihre Arbeit gar nicht unterbrochen. Rechts und links neben und dicht vor uns bellen Batterien. Das Krachen und Rollen und Dröhnen nahe und weit könnte nicht ärger sein. Dennoch dämpft jeder, der diesen Waldfleck betritt, unwillkürlich die Stimme. Denn im Umkreise, wohin man schaut, stehen in Abständen von 10 oder 20 Meter an den Stämmen der Bäume die Bedienungsmänner von Fernsprechern mit der Hörkappe über den Ohren, und jeder von ihnen redet eifrig und unablässig in den gelben Kasten mit dem schwarzen Sprechtrichter hinein, über den aus Fichtenreisig ein flüchtiges Schutzdach gegen den Regen gebreitet ist. Eben solch ein Schirm aus Nadelzweigen ist an die dünne Buche genagelt, die etwas erhöht an der Oeffnung des Waldsaumes wächst. Dort steht zwischen Scherenfernrohr und Fernsprecher der General. Leise kurze Vorstellung. Ein paar Schritte von dem General hat sein Adjutant einen ähnlichen Posten bezogen. Unweit davon, weiter hinten im Walde, bemerkt man ein Loch, zu dem Stufen hinabführen. Da unten befindet sich, bombensicher eingebaut, die Hauptfernsprechzelle des Gefechtsstandes. Etwas abseits, wieder am Waldsaume, bedient ein Artilleriebeobachter sein Telephon und schraubt an der geweihtartig aus dem Busch lugenden Gabel des Scherenfernrohres.

Das ist alles, was das Auge in dem morastigen Gehölzwinkel bei einiger Umschau aus dem nebeligen Morgengrau herauszulösen vermag. Wer einige Schritte vor dem Walde stünde, würde ihm nichts Auffallendes anmerken. Und selbst wer sich mitten darin zwischen den flüsternden und telephonierenden Offizieren und Mannschaften aufhält, hat einige Mühe, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß soeben von hier aus eine Schlacht geleitet, ein Stück Weltgeschichte geformt wird, daß dieser bis zur Unauffindbarkeit unscheinbare Gefechtsstand in den Riesenkämpfen dieses Krieges dieselbe Rolle spielt, die in der Vergangenheit der Feldherrnhügel mit all seiner gefälligen Poesie inne hatte, die ihm die Kriegsmaler verliehen haben.

Von der Schlacht sieht man nichts. Vor uns dehnen sich die Höhen der Cötes, und als das Wetter sich allmählich vorübergehend aufklärt, treten die einzelnen Oertlichkeiten des uns zugewendeten Höhenzuges so weit aus dem Dämmer, daß man sie unterscheiden kann. Man sieht am weitesten rechts einen dunklen Waldkamm, der nur La Vauche sein kann, während das ihm vorgelagerte Rezonvaux hinter Erdwellen verborgen bleibt. Dann steigt, ragend über alle Nachbarn und mit seinem gefährlichen Umblick in die Woëvre und in die Schluchten der Cötes, der helle, von Granaten gehobelte Kopf des Douaumont in seinen unverkennbaren Umrissen auf. Vor seinen Hang schiebt sich der bewaldete Rücken des Hardaumont, der zu einer nach Westen verlaufenden Schlucht hinabführt. Jenseits dieser erhebt sich steil die kahle weiß-gelbe Kuppe von Fort Vaux, doch sind die Trümmerzacken der Feste nur bei scharfem Hinsehen zu erkennen. Die deutschen Annäherungsgräben, die man bei klarem Wetter sonst aus viel weiterer Entfernung bemerkt und sich bis dicht an den Rand des Forts hinziehen sieht, verdeckt heute der Dunst, vielleicht auch der zerfließende Rauch der immerwährenden Granateinschläge. Auf den zerwühlten Weinbergterrassen, die unterhalb des Forts zur Ebene abfallen, sieht man einen Fleck von unbestimmter Form und Farbe. Das ist alles, was von dem Winzerdorf Damloup übriggeblieben ist. Dann folgt weiter südlich des von Wald verborgenen Fort Tavannes wieder ein scharfer Einschnitt: durch ihn führt die große Heerstraße, die von Metz über Etain geht, geraden Wegs nach Verdun hinein. Jenseits des Einschnittes erheben die Cötes sich wieder mit der Höhe, die das Fort Moulainville trägt. Dann verlieren sie sich nach Süden in Formen, die der Regen heute verwischt.

Der ganze Hügelzug liegt unter beständigem Artilleriefeuer, und daß die schweren Einschläge am dichtesten auf die Vaux-Kuppe niederprasseln, ist ein Anblick, der uns nachgerade mit dem Bilde von Vaux unzertrennlich verbunden erscheint. Man könnte also höchstens daraus, daß dieser Abschnitt der uns am nächsten gelegene ist, den Rückschluß ziehen, daß der Gefechtsstand, auf dem wir uns befinden, über den Gang der Ereignisse bei Fort Vaux entscheidet. Aber ebenso gut wäre es denkbar, daß von hier aus die Bewegungen an ganz anderen Brennpunkten der ununterbrochen wüthenden Schlacht geleitet werden, an Stellen, die man ebenso wenig sieht, wie den jetzt in vollem Gange befindlichen mörderischen Nahkampf um die Trümmer der Feste, die soeben hinter dickem Regen dem Auge wieder zu entschwinden beginnen.

Vor uns fahren die Feuerzungen aus den Bohren der Geschütze, und man hört die Geschosse fauchend eine Weile lang sich ihren Weg durch die dicke, nasse Luft bahnen. Aber welcher Einschlag dort drüben auf den Kämmen aus den Batterien hier stammen mag, ist nicht zu entscheiden. Vielleicht fallen die Geschosse weit jenseits der Hügel auf Straßen und Lager, die man von hier gar nicht entdecken kann, die der Artillerist nur nach der Karte berechnet. Vielleicht gehört auch dieser Artilleriebeobachtungsstand gar nicht zu den Batterien, die ihn umgeben, sondern leitet das Feuer schwerer Kaliber, die viel weiter rückwärts stehen.

Man könnte das alles erfragen, wenn nicht die Bedeutung der Stunde uns in heiliger Scheu hindern würde, einen der Männer zu stören, von deren Arbeit das Leben der kämpfenden Söhne des Vaterlandes, von deren straffer Pflichterfüllung der Sieg abhängt.

Sie arbeiten alle, ohne aufzuschauen. Befehle gehen hinaus in die Drähte, die über Pfützen, Aecker, Wald und Hügel die Verbindung mit der Front herstellen. Meldungen kommen durch diese feinen Fäden herüber und berichten, wie es vorn steht. Wenn man lauscht, so hört man nur abgerissene Sätze, die wenig bedeuten. Hauptmann so und so meldet, daß Punkt Nr. soundsoviel erreicht sei. Die da und da vorgegangene Sturmkolonne kommt gegen überlegene Kräfte nicht weiter vorwärts. Alles das vereinigt sich wie die zusammengehörenden Würfel eines Geduldsspiels auf dem mit farbigen Linien und unzähligen Eintragungen bedeckten Meßtischblatt, das auf einem Klappstuhl neben dem General liegt. Das ist der Zauberspiegel, in dem sich jeder gewonnene Punkt, jedes erstürmte Stück Schützengraben alsbald ausweist. Hier ist zu lesen, wie die Schlacht in jeder Minute steht. Aber nur ganz wenige vermögen diese rätselhafte Karte zu entziffern.

So steht man mitten in dem geistigen Mittelpunkt der Schlacht und sieht die Kampfleitung am Werke, ohne etwas von alledem zu begreifen: wie man unter einer emporgeklappten Schädeldecke sein eigenes Gehirn wallen und zucken zu sehen vermöchte und doch nicht lesen könnte, welcher Gedanke durch die Zusammenziehungen und Streckungen der Hirnfalten im Entstehen ist. Von hier gehen die Vermittlungsnerven nach vorn, wo auf dem Kampffelde die Glieder der großen Volkskörper miteinander ringen. Sie melden, wo ein Glied in Gefahr ist, zu erlahmen und Hilfe braucht, sie verkünden, wo der Weg frei ist zu erfolgreichem Vorstoß. Als feinste Fühler sitzen da draußen in Granatlöchern oder eben genommenen zerschossenen feindlichen Unterständen die Patrouillen und Schwarmkolonnen, die am dichtesten am Feinde sind und doch von der Schlacht weniger sehen und wissen, als die flüsternden Arbeiter hinten am Gefechtsstande. Von diesen vordersten bis zum Regimentsstabe ist die Verbindung am schwierigsten und muß zumeist durch Meldegänger aufrechterhalten werden. Männer, deren Weg jedesmal eine Heldentat ist. Und noch weit hinter ihnen ist eine andere Schar von Helden für das Gelingen der Schlacht ohne Waffe, aber in unersetzlicher Wichtigkeit tätig. Das sind die Fernsprechflicker, die ohne Deckung im Trommelfeuer hin und her laufen, um die zerschossenen Drähte zu flicken und so die unerläßliche

Verbindung zwischen Kopf und Gliedern aufrechtzuerhalten.

Durch einen Artilleristen erfahren die zurückhaltenden Berichterstatter, die sich vorgenommen haben, durch kein Wort zu stören, zuerst die Tatsache, daß sich unsere Sturmtruppen bis südlich des Forts Vaux vorgearbeitet haben. Der Offizier zeigt uns durch das Glas die Schrapnelle, mit denen die Franzosen jetzt die Gegend südlich des Forts bestreuen, was nur bedeuten kann, daß dort jetzt unsere tapferen Stürmer liegen.

Man braucht kein Gebärdenpäher zu sein, um zu sehen, daß die Augen des Generals seit einiger Zeit begonnen haben, froh zu leuchten. Und daß nun durch den moorigen Weg Seine Exzellenz der Herr Korpskommandeur selbst nach dem Gefechtsstande kommt, das hat gewiß etwas zu bedeuten! —

Die Funkentelegraphie scheint, so weit wenigstens die spärlich fließenden Quellen reichen, weniger häufig verwendet zu werden als man sichs vor Kriegsausbruch vorgestellt hatte, denn einmal ist das sichere, dem Unberufenen geheimbleibende Uebermitteln von Nachrichten viel schwieriger zu erreichen, als man je glaubte, und dann gelingen dem Feind nicht nur Abfangen und Mitlesen der Depeschen, sondern er versteht es auch, durch „Zwischenhineinfunken“ den Zusammenhang der Mitteilungen zu stören, ja die Telegramme derart zu verstümmeln, daß nichts mehr mit ihnen anzufangen ist. Man nimmt deshalb den Nachteil lieber mit in Kauf, die Drähte flicken zu müssen, als überhaupt keine vollständigen Meldungen zu erhalten. Nur die Luftfahrzeuge werden sich, weil kein anderes Mittel zur Verfügung steht, der drahtlosen Uebermittlungen von Nachrichten bedienen müssen und wohl auch die Kriegsschiffe.

Zwischen den Zeilen von Kriegsberichten kann man allerdings verschiedenes lesen. So schreibt z. B. Wilhelm Hegeler in seinem bei August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschienenen lesenswerten Buch „Der Siegeszug durch Serbien“: Unsere Verbindungen nach hinten beschränken sich auf die knappsten Befehle, die durch den Telegraphendraht und die Funker vermittelt werden. Und wenn einmal die Strippe reißen und die Antenne nicht so schnell nachkommen sollte, so würden wir ganz in der Luft hängen . . . Ein ander Mal „kommen Melde-reiter angesprengt und traben wieder ab, Funk-sprüche treffen ein, das Telephon arbeitet“. Und wieder ein anderes Mal nächtigt er mit zwei Funkern zusammen.

(Schluß folgt.)

Eidgenossenschaft.

Ernennungen und Beförderungen.

Kanton Aargau. Zu Hauptleuten der Infanterie: Brentano Gustav, Baden. Heuberger Walter, Bern. Keller Walter, Genf. Knoblauch Paul, Bellinzona. Renold Karl, Dättwil.

Zu Oberleutnants der Infanterie: Burger Alfred, Möriken. Hochuli Heinrich, Schöffland. Gloor Otto, Langenthal. Häusermann Alfred, Villmergen. Leimgruber Ernst, Basel. Oehler Oskar, Aarau. Rohr Max, Straubenzell. Voser Fritz, Brugg. Brändlin Gustav, Basel. Dürst Walter, Lenzburg. Oehler Karl, Aarau. Rauber Paul, Brugg. Strähl Hermann, Brig. Vogt Adolf, Bodio. Blattner Hans, Basel. Hunn Ernst, Bern. Simmen Traugott, Brugg.

Zu Leutnants der Infanterie: Ott Johann, Baden. Hauenstein Wilh., Kirchleerau. Suter Max, Zürich. Meier Walter, Bremgarten. Hunziker Gotthold, Uerkheim. Speckert Otto, Leibstatt. Meyer Werner, Lupfig.